

Schlagende Wetter!

Erzählung aus Rainzer alten Tagen von H. Nordau.

(H. Simius.)

(10. Fortsetzung.)

Der Großherzog ließ sich diese Heiligung lächelnd von der jungen Frau gefallen, die mit dem pitanten Gesicht und dem kurzgeschneitten dunklen Haar, das in genialer Unordnung den Kopf umflatterte, fast den Eindruck eines Knaben machte.

„O, Ihr sinnlichen, übersinnlichen Schwärmer!“ sagte Franz von Greiffenklau mit ironischem Lächeln, „da läßt man sich von weichen Frauenhänden und -lippen umfassen und umschmeicheln und ahnt nicht, daß der Schiller manches der Dalbergischen Nachwerke recht schwach findet. Was kümmert das uns, der lieben Eitelkeit ist ja genügt. Wissen Sie, Gräfin, was ich sag, als ich vorhin durch die Stadt ging? Auf dem Rohmarkt standen französische Kanonen und starke Patrouillen durchzogen die Stadt. Man sucht in den Kaufhäusern nach englischen Waaren, und kein Wagen wird zum Thor hinausgeschickt, ohne genau inspiziert zu werden. Sie werden das morgen erfahren, wenn Sie nach Mainz zurückkehren. Kaiser Napoleon hat plötzlich den Handel mit England verboten, und während der Großherzog auf dem Parochsitz oder das Flügelrohr reitet, werden seine Unterthanen ruinirt, denn die confiscirten englischen Waaren wandern nach Frankreich und der Erlös in französische Kriegsschatzen.“

Madeleine fuhr am nächsten Tage noch nicht nach Mainz zurück, sie blieb auf die Aufforderung des Großherzogs noch einen Tag an seinem Hof und hatte die Auszeichnung, außer seiner Schwester, der alten Fürstin von Lehen, die einzige Dame an der fürstlichen Tafel zu sein. Es waren nur des Großherzogs beide Minister, die Grafen Beust und Albin, und ein Fremder anwesend, ein Engländer, Mr. Taylor, der längere Zeit Bevollmächtigter am Darmstädter Hof gewesen, jetzt zu seinem Vergnügen reiste. Ein interessanter Mann von vornehmer Manieren. Das Gespräch drehte sich um alles Andere, als um Politik, es war fast, als wenn man jedes Thema, das auf dies Feld führte, sorgfältig vermied.

Nach Aufhebung der Tafel aber hielt Dalberg, nachdem er die übrigen Gäste entlassen hatte, Madeleine noch zurück. „Nur einen Augenblick, dieses Kind!“ sagte er, sie in sein Arbeitszimmer führend.

Erwartungsvoll sah sie ihm gegenüber und beobachtete das Fingerpiel seiner nervösen Hände, wie er eine goldene Dose mit dem Bildniß Napoleons hin und her wirbelte und von Zeit zu Zeit eine Pflöcke Spaniol nahm.

„Sehen Sie, liebe Madeleine,“ begann er, „so verfuhr es ein Greis, dem Leben, an dessen Grenze er steht, noch die besten Seiten abzugewinnen. Die Herrschsüchtigen lassen oft schwer auf meinen Schultern, man möchte es allen Menschen recht machen und kann es doch nicht, ja, man erbt oft dafür Radenschläge. Noch habe ich mir Maternichs und seines Freundes Vena's Wahlpruch nicht zu eigen gemacht: daß der Fürst für seine Handlungen Niemand als Gott verantwortlich ist. Ich leide zu sehr mit meinem Volk, wenn es schwere Zeiten durchzumachen hat, und besitze doch nicht immer die Macht, die Leiden zu heben. Sie kennen die letzten Vorgänge in Frankfurt, die meinem Herzen schwere Wunden schlugen. Ich wüßte gern, wie man in England darüber denkt, und darf mich doch nicht selbst, nicht einmal durch eine barmhertige Unterhaltung compromittiren. Mr. Taylor ist ein feiner Diplomat, Sie lernen ihn heute kennen, und er in Ihnen die geistreiche Frau schätzen. Er wird Sie heute in „Schwan“ besuchen, wo auch er abgetreten ist, und dann — seien auch Sie ein wenig Diplomatin — die Frauen sind ja von der Natur viel mehr dazu veranlagt als die Männer, er wird Ihnen in dem Gespräch manches offenbaren, was er einem Mann verschweiget, und die Frauen haben uns in der Hand, wenn sie nur wollen.“

Er sagte das mit dem liebenswürdigsten Lächeln, das ihm stets so verjüngte und verschönte.

„Leben Sie nicht mehr so einsam in Mainz wie früher, umgeben Sie sich mit interessanten Männern und Frauen und informiren Sie zuweilen Ihren alten Freund Dalberg von Dingen, die der Großherzog nicht wissen darf. Auf diese Weise spielt eine ehrgeizige Frau eine größere Rolle, als wenn sie eine Herzogskrone trägt. Ja, sie lenkt vielleicht die Geschicke ganzer Völker.“

Sechstes Kapitel.

Madeleine war von ihrem Aufenthalt in Frankfurt im höchsten Grade befriedigt zurückgekehrt. Alle ihre Erwartungen waren weit übertroffen. Man hat sie nicht nur zu einem jener schätzbaren Abende eingeladen, das war nur ein Vorwand gewesen, man erwartete noch andere Dinge von ihr. Sie sollte eine Rolle in der politischen

Welt spielen, sie sollte das, was sie an Josephinens Hof nur im Kleinen betreiben, jetzt in die Cabinetstühle übertragen und dadurch zu einer Machtfstellung gelangen. Man würde sie mit jenen berühmten Frauen, einer Fürstin Vieux, Roland und Stael, einer der Mäpaten des 18. Jahrhunderts, nennen. Dieser Gedanke bewachte sie, aller Mühsal, aller Lebensüberdruß waren verschunden, sie wollte alle ihre Geisteskräfte zusammennehmen, und er, der Gewaltige, sollte es bereuen, daß er sie so empfindlich beleidigt hatte, er sollte herunter von seiner Höhe.

In dieser Stimmung fand sie Franz von Greiffenklau, als er an einem der nächsten Tage zu ihr kam. Es war wieder die alte, übermüthige Lena Erthal, die ihn empfing mit einem geheimen Triumph, denn er ahnte ja nicht, zu welcher wichtigen Persönlichkeit er kam, eine Frau, die aus wenigen Unterredungen mit dem Engländer entnommen, daß dieser Mr. Taylor ein Agent der englischen Regierung war, der vorsichtig das Terrain sondiren sollte und der außerdem mit dem schwedischen Cabinet und Bernadotte, dem alten Widersacher Napoleons, in enger Verbindung stand.

Die streckte Greiffenklau beider Hände entgegen mit einer Verzücktheit, wie sie ihm niemals von ihr zu Theil geworden war. Es mochte heiß in ihm emporen.

„Freuen Sie sich wirklich, mich wiederzusehen, Lena?“ fragte er.

„Auseilen Sie daran? Einen alten Freund sieht man immer gern.“

„Nur einen alten Freund, nicht auch noch etwas anderes, Lena?“

Sie wandte ihm ihr strahlendes Antlitz zu. Wie schön war sie doch in dieser vollendeten Frauenreife, die folgen Jahre mit dem trotzig-energisches Ausdruck, die herrliche Gestalt. „Wissen Sie denn, warum ich gekommen bin, Lena, können Sie es nicht ahnen?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an, während ihre Finger mit dem kleinen Finger von hellem Schilbplat spielen, der neben ihr auf dem Boulevard lag.

„Und wenn ich es ahnte?“ sprachen ihre Augen.

„Sie konnten zu keiner gelegeneren Zeit kommen, Franz,“ sagte sie jetzt. „Ein Mann wie Sie, mit dem eminenten Geist, der eisernen Willenskraft, braucht nur hinauszuspringen in die Verhältnisse, braucht nur die Fügel zu ergreifen und er ist überall der Herr.“

„Aber warum das, Lena, lassen wir doch die leidige Politik. Wir können hier nichts ändern und ich will es auch nicht. Ich bin freier amerikanischer Bürger, will weiter nichts sein.“

„Dann sind Sie nicht der Franz von Greiffenklau, den ich vor Jahren kannte, sondern ein anderer,“ verzetzte sie herb. „Mein Jugendgespieler Franz träumte einst von großen Dingen, er wollte die Sterne vom Himmel herunterholen und theilnehmen an dem Kampf um die Geschicke der Völker.“

„Er hat gekämpft, Lena, glauben Sie mir, mit allen Kräften seines Geistes und Körpers und er wird weiter kämpfen, aber nicht so wie Sie meinen. Er hat mit irdischen Menschen gekämpft, Hieb gegen Hieb, Blut gegen Blut. Ich habe hart gearbeitet, ich habe jeden Fußbreit Erde, den ich drüben im andern Welttheil mein eigen nenne, dem Feinde im offenen Kampf abgerungen und mit diesen meinen eigenen Händen das Blockhaus geimmert, das mein Haupt schirmte. Was ich bestimme, habe ich mir im Schweiß meines Angesichts gewonnen, es sind nicht Reichthümer, Lena, aber es genügt, dem Weibe meines Herzens ein Dasein zu bereiten, das sie weit über alle anderen Frauen erhebt.“

„Dort, am gewaltigen Amazonenstrom steht ein weißes Haus, mit luftigen Veranden und hellen Fenstern. Terrassen führen hinunter zum Fluß, besetzt mit der Rotuspalme und breitläufigen Agaven. Und ringsherum die Hüften der Anseblung, in denen ein arbeitstüchtiges, thatkräftiges Geschlecht sich jeden Tag neu erprobt, im Kampf mit der Natur, mit den Elementen. Ein Geschlecht, das sich die Kräfte der Natur dienstbar macht, das Schritt für Schritt vordringt in die Wildnis, und die Riesen des Urwaldes bezwingt, die der gewaltige Strom auf seinem Rücken weitertragen muß, bis hinab zum fernen Hafen des Weltmeeres.“

„Das ist mein Reich, Lena, und die kleine Gemeinde, die sich mir freiwillig, im Vertrauen auf meine Kraft, angeschlossen hat, meine Arbeitsgenossen, die mir folgen in Kampf und Noth. Sie sehen in mir den Helfer, den berathenden Freund, den unumschränkten Gebieter. Kein König kann treuere Unterthanen haben, als ich, und die Gattin, die an meiner Seite wachen wird in dieser kleinen Gemeinde, darf das Haupt mit Recht hoch tragen, denn es giebt niemand, vor dem sie sich beugen muß.“

„Das ist ein Leben, das selbst einer

wilden Lena Erthal genügen würde. Ich habe das Begehren, mir die Arbeit, denn auf Ihren Wink eilen die Dienerinnen herbei, ihre Wünsche zu erfüllen, und in der Sägematte, die sich zwischen den Stämmen des Urwaldes schaukelt, lauscht sie auf die Symphonie der Natur, in die sich das Brausen des Stromes mischt. Und wenn Abends nach harter Arbeit der Gatte zu ihr heimkehrt, dann werden die feurigen Kofse gefattet. Ein Ritt über die weite Prairie, in's Unbegrenzte hinaus, thut wohl. Lena. Wenn wir dahinfliegen in toller Lust! Ein Herrschergefühl, sondergleichen ist's, das die Brust schnell, denn das Pferd, das ich reite, sing ich selbst mit dem Lasso, seine Kraft, die sich aufbäumt gegen den Jangas, habe ich mir unterjocht, es muß mir gehorchen, wie alles, das mich umgiebt.“

„Das ist das Leben, das ich mir erkämpft habe, Lena! Es ist noch der alte Franz von Greiffenklau, der vor Ihnen steht, aber nun ein gereifter Mann, der manches belächelt, nach dem er früher strebte.“

„Kommen Sie mit als mein Weib, Sie haben in letzter Zeit manche bittere Erfahrung gemacht, lehren Sie dieser Welt den Rücken, die Ihnen doch nichts bietet als Enttäuschungen!“

„Und Sie glauben wirklich, daß ich mich glückselig fühlen soll in der Einöde,“ rief sie mit sprühenden Augen, „ich, die ich stets mitten in der Welt gelebt? Herrchen will ich, aber nicht über einfache Anstehler und elendes Bauernvolk, mein Reich liegt mir anders. Und Sie sollten mit mir herrschen, Franz! Begreifen Sie es denn nicht, daß es nur der Thatkraft willensstarker Geister bedarf, um dem Kolch die Stützen zu entziehen, die bereits unter ihm wanken? Er soll untergehen, und wir schreiten über ihn weg, das ist unsere Aufgabe, Ihre und die meine, Franz!“

„Nein!“ sagte er herb.

Siebentes Kapitel.

Im Hause am Flacksmarkt herrschte eine gedrückte Stimmung. Dem jungen Erwin Falk wollte es nicht gefallen, daß man ihn einsperrte und von der Welt abschloß.

Der Vater hatte wieder eine große Summe bezahlt, um ihn von den Aushebungen zu befreien. Auf dem Schloßplatz exercirten die Rekruten, die zur Nordarmee geschickt werden sollten, und die Kobelgare auf ihren schönen Pferden nahm sich stattdell aus. Es waren meist junge Leute aus wohlhabenden Familien, die sich selbst ausgetüchtigt hatten, mancher auch darunter, der zu Hause nicht gut that und draußen sein Glück suchte.

Was fragten die jungen, abenteuerlustigen Männer danach, ob sie draußen vielleicht Tod und Vernichtung erwarie. Sie sahen ja, daß auch die mit Ruhm und Ehren bedeckt heimkehrten, daß mancher Marschall von Frankreich aus dem Nichts hervorgegangen und nun ein großmächtiger, gebietender Herr war. Warum sollten sie nicht dasselbe erreichen? Erwin Falk war von seinem Vater auf Reisen geschickt, zu Verwandten nach Frankfurt, Mannheim und Hanau. Dann war ihm befohlen, auf dem Gut in Laubenheim zu bleiben, bis man ihn rufe.

Da war er eines Tages plötzlich in der Stadt erschienen, und es hatte eine heftige Scene zwischen ihm und dem Vater gegeben.

„Ich lasse mich nicht einsperren und verführen, Vater!“ rief er. „Sollen meine Freunde mich auslachen und von mir sagen: Der sitzt hinter dem Ofen und läßt sich pöppeln wie ein kleines Kind?“

Der Vater rannte während dieser Rede verzweifelt im Zimmer umher und rief die mageren, knochigen Finger aneinander. Er war hart und geizig gegen seine Untergebenen, man liebt ihn im Hause nicht, er hatte sich der zweiten Mutter, dem Bruder feindlich gegenübergestellt, die Gattin hatte nicht viel frohe Tage an seiner Seite gesehen: aber in diesem Sohn, der ihm äußerlich so wenig glich, gepflanzte sein ganzes Glück.

„Erwin,“ sagte er, so höre doch!“

Aber Erwin hörte nicht, er drückte den Hut tief in's Gesicht und stürzte hinaus.

Frau Rüh, die gerade mit ihrer molligen Gestalt fast den ganzen Hausflur ausfüllte, schob er unanfällig beiseite. Die gestrenge Dame, vor der das ganze Haus Respekt hatte, an solche Behandlung nicht gewöhnt, stemmte die beiden Arme in die Seiten und wollte gerade in einen lauten Wortschwall ausbrechen, da wurde die Raab, die in der Küche etwas zerbrach, der Ableiter für ihren Zorn. Nun konnte Frau Rüh schon beruhigter dem Dahineeilenden nachsehen, und ihr Gesicht leuchtete vor Stolz und Zärtlichkeit.

„Er sieht gerade aus wie ein Adliger,“ sagte sie, „und wenn die vornehm Leute' unwürdig sein können, so kann es unser Erwin auch.“

Dieser trat eben aus der Hofthür in den Garten, warum wußte er vielleicht selbst nicht: denn der kleine Baum bot dem Dahinschreitenden nur enge Grenzen, und die Gartenpforte öffnete sich auf windige, schmutzige Gassen und Gäßchen. Da blühte es in seinen Augen jornaig auf; denn mitten auf dem grünen Rasen wurde eine weißliche Gestalt sichtbar.

Sie hob beide Arme empor, um den blüthenweißen Zweig eines Apfelbaumes zu sich herabzuziehen. Wie leicht wollte sie das jährlich sich wiederholende Frühlingswunder, das die Menschen immer mit der gleichen

Wonne begrüßen, in nächster Nähe beschauen.

Jedenfalls war es ein sehr lieblicher Anblick, die schlanke, helle Mädchen-gestalt unter dem schneigen Apfelbaum. Auf ihrem Gesicht lag ein holdes Lächeln, sie schien Triespache zu halten mit den Blüthen, der Frühling mit dem Frühling.

Da legten sich zwei Arme um ihre Gestalt, ein Mund presste sich auf den ihren; doch jetzt schnellte der Blüthenzweig empor, und der leide Anreißer fühlte sich sehr energisch zurückgeschoben. Ihr Gesicht war leichenblau, in ihren Augen standen Thränen.

„Das hätten Sie nicht thun sollen, Herr,“ sagte sie mit bebenden Lippen. „Was?“ rief Erwin. „Bin ich nicht der Herr? Warum stößt Du so herausfordernd da und streckst die Arme in die Luft, als wolltest Du was Liebes umfassen? Hast Du mich nicht abköhlich gerüst, Dich zu küssen?“

Da trat das Mädchen einen Schritt zurück, ihre Gestalt schien zu wachsen, das Haupt hob sich höher, in den sonst so sanften Augen flammte Entrüstung. „Ich bin nur eine niedere Raab, Herr,“ sagte sie, „und muß dankbar für die Gütlichkeit sein, die ich hier empfangen. Ich bin auch oft ungeschickt und dumm, das weiß ich wohl; aber ich habe mich sonst nichts auf Schulden kommen lassen und gab Ihnen kein Recht, mir so Ihre Verachtung zu zeigen!“ Sie schlug die Hände vor das erglühende Gesicht und verschwand im Hause.

Sprachlos sah ihr Erwin nach. Billa erschien ihm plötzlich ganz neu und überaus schön. Noch nie hatte sie der Herrschaft gegenüber so so langer Rede den Muth gefunden. Er hatte sich stets über ihre Sanftmuth, die er Scheinheiligkeit nannte, geärgert und schon das Kind, wenn es früher Sonntags aus dem Kloster die Hausälte-rin besuchte, bis zu Thränen geneckt und gereizt. Als er neulich bei Tisch ihre Partei nahm, er wußte selbst nicht, wie er dazu kam, war er hinterher noch schroffer als sonst gegen Billa. Er hatte sich über sich selbst geärgert; denn von Jugend an wollte ein Gefühl, das er tiefe Abneigung nannte, in ihm empor, wo er sie sah. Hinter diesem beschiedenen, stillen Wesen lag Hochmuth; sie liebete sich anders, war überhaupt anders als die anderen Mädchen ihres Standes. Hatte sie denn ein Recht dazu, sie, die Tochter der Eva Rech? Sie gestellte sich nicht Sonntags zu den munteren Dirnen im Gartenfeld oder auf dem Schloßplatz, die sich geehrt fühlten, wenn der Herrschohn mit ihnen tanzte, und wenn er ihnen einen Kuß raubte, dann boten sie ihm freimüthig den Mund zu einem zweiten Kuß.

„Nein, die Billa Rech war ein beschämendes, scheinheiliges Geschöpf, das war klar.“

Als Billa in's Haus trat, sah sie oben auf dem Treppenaufgang Arnold Falk, den jüngeren Chef des Hauses, stehen. Sie wußte schnell die letzte Thränenpart weg, und nun lag wieder der sanfte, liebliche Ausdruck auf ihrem Gesicht, denn man an ihr gewohnt war.

„Ich habe einen Auftrag für Dich, Billa,“ sagte der Herr. „Hast Du Zeit?“

„Ja, Herr!“ verzetzte sie mit froher Bereitwilligkeit; denn sie verzehrte ihren Wohlthäter wie einen Vater.

Er sah ihr forschend in's Gesicht, aber er machte keine Bemerkung über die noch sichtbaren Thränenspuren. „Du bist ja schon einmal bei dem Baron Alexander von Reisenberg am Bischofsplatz gewesen. Diesmal möchte ich aber, daß Du meine Bekanntschaft nicht dem Diener, sondern dem Herrn selbst ausrichtest,“ sagte er.

Sie lauschte aufmerksam seinen Weisungen und eilte dann auf ihr Zimmer, um sich für den Gang fertig zu machen.

Herr Arnold Falk war in sein Zimmer gegangen, er stand ebenfalls vor dem Spiegel wie Billa, die noch einmal glänzend über das blonde Haar fuhr, um dann eilig, ein Tuch um die Schultern werfend, das Haus zu verlassen. Er stand länger vor dem Spiegel als das Mädchen; denn er prüfte sich aufmerksam, Zug um Zug.

Noch war das braune Haar des vierzigjährigen Mannes nicht gelichtet, noch war seine Gestalt schlank und elastisch, sein um zehn Jahre älterer Stiefbruder sah dagegen wie ein Greis aus. Es war nicht eitle Selbstüberhebung, wenn er meinte, daß ein Weib wohl Gefallen an ihm finden und ihm seiner selbst willen gehören könne, nicht nur weil er ein angesehener Bürger war.

Wie lange war es denn her, seit er seinen Jugendtraum begraben? Eine lange, lange Zeit, so schien es ihm jetzt. Damals in Holland war es, die schöne Tochter des reichsten Mannes in Amsterdam. Kornelie hatte mit ihm toterirt, ihn fast rasend gemacht, und als er dann in dem vollberechtigten Gefühl, daß er um die Geliebte, die er noch eben in den Armen gehalten, werden dürfe, zu ihrem Vater trat, da fragte Vunbeer den von Boos sehr erkannt, ob er denn nicht wisse, daß Kornelie seit ihrer Kindheit mit dem Sohn seines Geschäftsfreundes verprochen sei und nun endlich in vier Wochen die Hochzeit gefeiert werden sollte.

Nein, er hatte es nicht gemerkt, konnte es nicht wissen; denn Kornelie hatte mit ihm gespielt wie die Raabe mit der Maus, und als sie von seiner Werbung hörte, lachte sie und probirte lachend den Diamantschmuck vor dem Spiegel, der ihr Bräutigam ihr geschickt. Da war Arnold rasend vor

Empörung und getränkter Liebe abgerast und hatte geschworen, nie wieder ein Weib anzusehen. —

Doch jetzt blühte zum ersten Mal wieder etwas in seinem Herzen empor. Er selbst hatte ja dies Kind herangezogen, er sah allmählich die junge Menschenblüthe sich zu holdestem Weiblichkeit entfalten. Aber — Billa konnte ja seine Tochter sein, und dann — ein Kind jener Eva Rech und die herzenhafte Großmutter — und er ein angelegener Bürger der Stadt. „Mach Dich nicht lächerlich, Arnold!“

Der Baron Alexander von Reisenberg hatte schon mehrmals geschickt, ohne daß auf seinen Ruf jemand gekommen wäre. In der Ede lebten die Arkiden, mit deren Hilfe er sich durch das Zimmer bewegte, nicht weit davon das Zimmer bewogte, nicht weit davon sein Glas war leer; aber Niemand da, der es ihm wieder füllte.

Unmuthig, fast verzweifelt in seiner Hilflosigkeit sah er im Zimmer umher, das überall den Brand und die Fülle des Reichthums zeigte.

Was half ihm das alles? In seinem Keller lagen die kostbarsten Weine, er konnte sie nicht an frohlicher Tafelrunde mit seinen Freunden trinken; in den Truben und Schränken ruhten die blindenden Silbergeschätze, sie stiegen niemals mehr an's Tageslicht empor. Als er voll war, da hatte er das Leben in jungen Jagen genossen, dann lebte er ein Jahr in lieblich glücklicher Ehe mit der hübschen Katharina Kaiser; aber Weib und Kind sanken in's Grab, und bald darauf kam die entsetzliche Krankheit. Verwundet hatte er nicht, Niemand, der sich um ihn kümmerte, als besagte Gehilfen. Und er wollte auch Niemand; denn die da zu ihm kamen, dachten ja doch nur an die reiche Erbschaft.

Au! Wie es zuckte und brannte in den tranken, geschwollenen Füßen, das waren Höllenqualen! Vielleicht, wenn man aufstehen könnte, einen Gang durch's Zimmer machen, dann wäre die Pein doch leichter zu ertragen.

Er schloß noch einmal, wüthend über den nachlässigen Diener, der natürlich wieder mit einem Bekannten schwatzte.

Endlich! Leichte Schritte wurden hörbar, die allerdings anders klangen als die des Dieners. Aber wer sollte es denn sonst sein als der braune Johann.

Die Thür ging auf.

„Verd... Schlnae!“ schrie der Baron, indem er drohend die Hand erhob. Aber die Gestalt, die da in der Thür erschien, war nicht die des Dieners, es war eine zarte, lichte Frauen-gestalt.

(Fortsetzung folgt.)

Der chinesische Philosoph und sein Mörder.

Eine rührende Geschichte erzählen die russischen Blätter von einem chinesischen Philosophen, den ein russischer Soldat durch einen Fünftenschuß tödtlich verwundet hat. Nachdem dem Sterbenden der Soldat vorgeführt war, auf den der Verdacht des unerschuldeten Schusses am meisten fiel, entwickelte sich zwischen jenem Philosophen und dem Untersuchungsrichter folgendes Gespräch:

„Hast Du den Soldaten gesehen, der Dich verwundet hat?“ — „Ja, habe ihn gesehen, da wir uns unterhielten, bevor er auf mich den Schuß abfeuerte.“ — „Kannst Du ihn erkennen, wenn man Dir viele Soldaten vorführt?“ — „Ich kann es, aber ich will Niemand beschuldigen.“ — „Warum ihm vor dem Tode verzeihen, damit ich ruhig sterben kann; warum sollen zwei Menschen zugrunde gehen, wenn ich allein sterben kann?“ — „Ja, aber auf diese Weise wird ein unschuldiger statt des Schuldigen verurtheilt werden müssen.“ — „Warum sollst Du verurtheilt werden, wenn ich verzeihe?“ — „Er hat mich verletzt, und ich verzeihe ihm.“ — „Dann kann er auch Anderen Böses zufügen, wenn man ihn nicht bestraft, versucht der Untersuchungsrichter ihn zu überzeugen.“

„Sobald ich ihm verzeihen habe, wird er keine Menschen mehr tödtlichen. Er wird es nicht, weil man ihm verzeihen hat.“ Der Untersuchungsrichter ließ eine Reihe Soldaten vorführen, unter denen auch der Verdächtige war. Der Chinese ließ alle ohne weiteres vorbeiziehen, indem er sagte: „Nicht dieser.“ Die Reihe kam an den verdächtigen Soldaten. Der Chinese schaute ihn lange an und fragte den Untersuchungsrichter: „Was wird mit Dem geschieden, den ich beschuldigen werde?“ — „Der wird zur unbezahlten Arbeit verurtheilt.“ — „Nein, ich will nicht beschuldigen; ich kann irren und außer dem will ich verzeihen, damit ich leichter sterbe.“ Der Untersuchungsrichter, der die chinesischen Sitten kennt, sagte streng betonend: „Du mußt den Schuldigen bezeichnen, ich fordere es!“ — „Ich will nicht beschuldigen, wenn Du es aber forderst, so sei es Deine Sache. Ich sage Dir, daß der narbige Soldat, der eben vorgeführt war, dem ähnel, der mich verwundet hat. Wenn er dort war, wo ich verunwet wurde, so hat er es gethan. Bald wurde der Unglückliche bewußtlos und starb, nicht ohne, daß den Untersuchungsrichter seine Pflicht, gezwungen hätte, ihm den letzten Trost zu rauben.“

Erfahrung gleicht dem Glück; sie läßt sich nicht verzeihen.

In Bälde werden die Ver. Staaten zum ersten Male eine gesetzlich begründete und vom Congreß anerkannte Anstalt für allgemeinen öffentlichen Gesundheitschutz haben. Die Pläne für das betreffende Gebäude sind schon fertig, und nächstem sollen die ersten Fundamentirungs- Arbeiten für dasselbe beginnen. Letzteres wird dem Marine-Hospitaldienst unterstellt und „Hygienisches Laboratorium“ genannt werden. Was auch immer bei der Geschichte herauskommen mag, die Einrichtung ist jedenfalls eine bemerkenswerthe. Sie möge daher eine vorläufige Beschreibung erhalten:

Das neue Institut wird fünf Acres Land beanspruchen. Sein Hauptgebäude wird äußerlich einigermaßen dem Weissen Hause gleichen, aber nur \$35,000 kosten. Es wird Raum für eine Fakultät von 30 Gelehrten enthalten: Bakteriologen, Biologen, Zoologen, Infektionisten und Chemiker. Interessanter, als dieses Gebäude selbst, werden aber die Anbauten sein, wenn sie sich auch nicht durch klassische Umrisse auszeichnen. Eine dieser wird eine \$5000-Wenagerie für die Unterbringung von Hunderten kleiner und größerer Thiere enthalten, denen alle bedrohlichen Krankheiten, von welchen das Menschengeschlecht befallen werden kann, verjudsweise beibracht werden sollen. Dem Feind der Infektion oder überhaupt schmerzvoller und schädigender Experimente an lebenden Thieren dürfte freilich hier ein Schauer befallen; er muß sich eben gebulden, bis etwa seine Schule zu allgemeiner Anerkennung gebracht ist; vorerst wird diese Bundes-Gesundheits-Veranstalt ganz im Sinne der „orthodoxen“ Heilkunde betrieben. Einen anderen merkwürdigen Anbau wird ein vollständiges Arematorium für die schließliche Verbrennung krankheitsverfuchter Thiere bilden. Das Ganze wird, wie gesagt, fünf Acres einnehmen, und zwar der Potomac-Flussfront und innerhalb der Reservation des alten Flotten-Observatoriums.

Es war der Generalstabsarzt Wyman vom Marine-Hospitaldienste, von welchem der Gedanke einer solchen Anstalt ausging, die in ihrer Art nirgendwo sonstwo ihres Gleichen hat. Der Leiter des Instituts aber wird Dr. W. J. Rosenau sein, ein hervorragender Bakteriologe von Philadelphia. Er hat auch zu einem großen Theil die inneren Einrichtungs-Pläne entworfen und hat bereits mit der Züchtung von Versuchsthiere in vorläufigen Käfigen und Glasbehältern begonnen. Ein großer Theil der zu verwendenden Versuchsthiere wird nur in der Gefangenschaft gezüchtet, und man erwartet, nebenbei noch mancherlei andere interessante Beobachtungen über das Leben dieser Thiere machen zu können. Mit Affen, Klapperschlangen, Alligatoren, Schildkröten, Fischen und vielen anderen Thieren ist es freilich etwas Anders; wollte man auch diese von Beginn an züchten — soweit Solches überhaupt möglich wäre — so müßte diese Gesundheits-Veranstalt noch in riesigem Maße vergrößert werden.

Es wird sogar an besonderen Sezirnissen für Insekten nicht fehlen, und die Insekten scheinen eine der stärksten Seiten in Dr. Rosenau's theoreetischen und praktischen Studien zu sein. Er kann u. A. mit einem wenig kleinen Apparat die Speicheldrüsen eines Malaria-Moskitos freilegen und dann unter einem sehr stark vergrößerten Mikroskop mit einer überaus feinen Nadelspitze seziren, um das Vorhandensein von Krankheits-Bakterien festzustellen. Mit besonderer Vorliebe werden Krankheiten - Einimpfungsversuche an Affen vorgenommen werden; denn man hat gefunden, daß die Affen die einzigen Thiere sind, welche ungefähr allen Krankheiten unterworfen sind, denen auch das Menschenkind ausgesetzt ist. Manche andere Experimente, wie z. B. die mit Schildkröten und Alligatoren, werden dunkel sein. Diese Thiere haben eine ganz wunderbare Widerstandskraft gegen viele der furchtbarsten Krankheiten, deren Keime und Gifte sie in sich tragen, und man hofft nicht gering, als diese Widerstandskraft wenigstens theilweise auch den Menschen beibringen zu können.

Wahrscheinlich wird auch die Heilung von Wasserchen oder Hundebiß-Tollheit einen der Zweige dieses National-Instituts bilden, und wenn die Inokulations-Erzeugung von Wasserchen in Kaninchen und das Studium aller zugehörigen Erscheinungen weit genug gegeben sind, mögen auch Menschen, die von toffen Hunden gebissen wurden, hier mit einer eignen dafür erzeugten Einspritzungs-Medizin behandelt werden. Dntel Sam wird also dann den Pasteur-Instituten, die librischen Bierzulande gar nicht zahlreich sind, Konkurrenz machen. In anderen Beziehungen aber dürfte diese Einrichtung nicht den Charakter eines Hospitals erhalten.

So viel einstuellen über diese neue National-Anstalt, von der man sich große Dinge für die allgemeine Förderung der Gesundheit und Heilung von Krankheiten und Seuchen verspricht. Dorerst werden dieselben freilich nur künstlich hervorgerufen gesucht, und soweit Solches überhaupt von Werth ist, dürfte es immer noch am Besten sein, alle derartigen Experimente unter nationaler Aufsicht gesehen zu lassen.